

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Deresch, Ljubko
Intent!

oder Die Spiegel des Todes
Aus dem Ukrainischen von Maria Weissenböck

© Suhrkamp Verlag
edition suhrkamp 2536
978-3-518-12536-6

edition suhrkamp 2536

Petro Pjatotschkin geht noch zur Schule, als er sein phänomenales Gedächtnis entdeckt. Ein Blick ins Buch genügt, um den Unterrichtsstoff abzuspeichern. Seine skurrile Begabung macht ihn zum Außenseiter und Grübler, der sich in wissenschaftliche Werke über Zeit und Bewußtsein vertieft. Er macht die unheimliche Erfahrung, daß er sich an Dinge erinnert, die er nicht selbst erlebt hat. Im »Offenen Café«, dem russischen Buchladen in Lemberg, lernt Petro eine junge Künstlerin aus Montreal kennen, die sich der abstrakten Malerei verschrieben hat. Ihre Bilder mit Titeln wie »Misted Mirror« oder »Intent!« erscheinen ihm als Symbole seiner »Gedächtniskunst«, er meint darin ihre Fähigkeit zu erkennen, wie er Parallelwelten zu sehen. Irgendwo zwischen dem Dorf, in dem seine Großmutter stirbt, und Lemberg, wo er sich verliebt, gerät sein Leben langsam aus der Bahn.

Ljubko Deresch jagt seinen Helden durch die Parallelwelten und fragt, inspiriert von Gagarin, Malewitsch und Castañeda, nach den Grenzen von Raum und Zeit.

Ljubko Deresch, 1984 geboren, studierte Wirtschaftswissenschaften in Lemberg. In der edition suhrkamp erschienen seine Romane *Kult* (2005) und *Die Anbetung der Eidechse oder Wie man Engel vernichtet* (2006).



Foto: Ekko von Schwichow

Ljubko Deresch Intent!

oder Die Spiegel des Todes

Roman

Aus dem Ukrainischen von
Maria Weissenböck

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2006
unter dem Titel *Namir!* im Verlag »Duliby«, Kiew.

Die Übersetzung wurde gefördert vom
Literarischen Colloquium Berlin mit Mitteln des
Auswärtigen Amtes und der Senatsverwaltung
für Wissenschaft und Kultur, Berlin.

Abbildung auf Seite 8: Archiv Bewegung *Kocmoc*/
Gruppe Gagarin

edition suhrkamp 2536

Erste Auflage 2008

© Ljubko Deresch 2006

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008

Deutsche Erstausgabe

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der
Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder
verbreitet werden.

Satz: Jung Crossmedia Publishing, Lahnau

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-12536-6

1 2 3 4 5 6 – 13 12 11 10 09 08

Intent!

oder Die Spiegel des Todes



»... leben heißt sterben. Leben heißt am Leben bleiben...«

Liebe Leserinnen und Leser!

Das Buch, das ihr jetzt in Händen haltet, erzählt die Geschichte des jungen Petro Pjatotschkin aus Midni Buky, eines Freundes von Fedja Kruhowyj und dem schiefen Sery (den beiden »guten« Bekannten von Dswinka und dem Glatten Hippie aus *Die Anbetung der Eidechse*). Ein paar Jahre aus dem Leben eines braven und – viel wichtiger – vollkommen normalen Teenagers. Normal, bis er plötzlich entdeckt, daß er eine außergewöhnliche Gabe besitzt: ein phänomenales Gedächtnis.

Wie ist es, wenn alte Freunde dich nicht mehr verstehen und neue dich nicht akzeptieren?

Wie ist es, wenn du plötzlich bemerkst, daß du dich an Begebenheiten erinnerst, die du nie erlebt hast?

Wie ist es, Leute zu lieben, die du nie getroffen hast?

Wie ist es, Tag für Tag zu beobachten, wie dir deine kleine, heimelige Welt zwischen den Fingern zerrinnt UND SICH DIE FINSTERNIS DES KOSMOS AUFTUT?

LEBEN HEISST STERBEN. LEBEN HEISST AM LEBEN BLEIBEN...

Dieses Buch lassen wir gemeinsam entstehen. Darum lade ich euch, liebe Leserinnen und Leser, zur aktiven Mitgestaltung ein, zu einem gemeinsamen Traum, in den sich diese Erzählung verwandeln kann.

Ich habe meinen Teil getan: Mein neuer Roman *Intent!* liegt vor euch.

Eure Aufgabe ist einfach: Sucht euch ein ruhiges Plätzchen, schaltet das Handy ab, legt gute Musik ein. Wer will, kann Tee oder Kaffee zu seinen Keksen trinken. Schafft eine passende Atmosphäre, damit unsere gemeinsame Zeit so angenehm wie möglich wird.

Lest die Sinnsprüche. Vergeßt alle Sorgen, erlaubt euch, tief in den Roman einzutauchen... Laßt euch von der Atmosphäre der Geschichte und des heutigen Abends erfüllen. Laßt euch darauf ein. Hört auf euer Herz.

Versucht, das Buch in einem Zug zu lesen, laßt euch nicht ablenken. Dann kann euch die Atmosphäre der Worte weit forttragen...

›Wir sehen Sterne am Himmel‹, dachte ich. ›Und was sehen die Sterne?‹

Angenehmen Flug.
Ljubko Deresch

Der Tod ist ein Pfeil, auf dich abgeschossen,
und das Leben der Augenblick, in dem er
auf dich zufliegt

Al-Husri

Wir standen auf und gingen aus dem Zimmer,
wie, das weiß ich nicht,
Ich weiß nur, daß wir gehen müssen
bis hin zum reinen Stern

Boris Grebenschtschikow

Erstes Kapitel

Der Junge mit dem phänomenalen Gedächtnis

I.

Ich mag keine Bücher, in denen auf allseits bekannte Witze angespielt wird. Ich mag sie deswegen nicht, weil ich die Pointe meist nicht kenne und so die ganze Würze verloren geht. Deshalb erzähle ich den Witz lieber ganz. Also: eine Zirkusvorstellung. Der Conférencier kündigt die nächste Nummer an:

»Jetzt leert ein Junge mit phänomenalem Gedächtnis vor Ihren Augen fünf Krüge Bier!«

Der Junge auf der Bühne leert fünf Krüge Bier. Tosender Applaus.

»Und jetzt«, fährt der Conférencier fort, »pißt der Junge mit dem phänomenalen Gedächtnis alle Zuschauer in den ersten drei Reihen an. Versuchen Sie erst gar nicht wegzulaufen! Ich sagte doch: ein Junge mit phänomenalem Gedächtnis!«

Nun: der Junge mit dem phänomenalen Gedächtnis – das bin ich.

2.

Alles begann, als ich elf war. Ich kletterte auf einen Baum und sah etwas, das mein Gedächtnis für immer veränderte, es von einer seichten Pfütze in einen stürmischen Ozean verwandelte.

Ihr seid bestimmt neugierig, was es war. Aber ich weiß es nicht mehr. Etwas Fließendes, Gespanntes, Paradoxes... Ehrlich, ich kann es nicht sagen.

Ich kletterte auf eine staubige Linde, einen alten, ausladenden Baum. Es dämmerte, und ich mußte eigentlich schon nach Hause, da bekam ich plötzlich Lust, noch einen »Gipfel« zu bezwingen. Meine gesamte Kindheit war ich Baumalpinist gewesen. Nichts schöner, als auf einen Baum zu klettern und zu erforschen, was von da oben zu sehen ist.

Die Linde war die höchste in unserem Viertel. Außerhalb der Stadt wuchsen noch höhere Bäume – Buchen und zwei riesige Eichen. Im Wald sowieso, aber dort gibt es ja nur Föhren. Habt ihr eine Ahnung, was man von Föhren für Hände bekommt?

Die Sonne war, wie gesagt, dabei, hinter dem Horizont zu verschwinden, als ich Lust bekam, noch höher zu klettern und den Sonnenuntergang zu beobachten. Und oben sah ich dann etwas überaus Interessantes.

Nur weiß ich nicht mehr, was. Das nächste, woran ich mich erinnere, bin ich selbst – in nach Rauch stinkenden Jeans mit einem Flicker am linken Knie (auf dem Flicker Donald Duck). Ich taumele den Weg entlang, vorbei an der Pumpstation zu unserem Haus.

3.

Ich ging in Midni Buky zur Schule, damals gab es nur noch eine. Jeder in Midni Buky weiß: Bis 1992 gab es zwei Schulen in der Stadt – Schule Nr. 1 und Schule Nr. 2. Dann aber begann eine unbegreifliche Abwanderung, die Stadt leerte sich, und die zwei Schulen wurden zusammengelegt. Auch

wir wollten weg, überlegten, unser Haus gegen eine Wohnung in Ternopil zu tauschen, ganz in der Nähe von Oma Wira, Mamas Mutter. Großmutter war schon alt, und Mamas Schwestern fuhren abwechselnd zu ihr, um ihr zu helfen. Aber irgendwie zog sich die Sache mit dem Umzug hin. Und heute denke ich, daß die Idee überhaupt nie ernsthaft verfolgt wurde.

Das Gebäude von Schule Nr. 1 (es war baufällig) wurde zu einem Kesselhaus umgebaut, mein Vater arbeitete dort als Nachtwächter. Der einstige Turnsaal, ein separates Gebäude, sollte ein Textillager werden. Die Ironie der Geschichte: Das Lager füllte sich nur mit dem Rauch von Papas »Prima«.

Wir hatten damals nicht viel Geld. Die ganze Stadt machte einen verlassenen und beunruhigenden Eindruck. 1992, als ich in die sechste Klasse ging, gab es kaum noch Kinder in der Stadt. Praktisch alle Schüler aus Schule Nr. 1 wurden in A-Klassen gesteckt und die aus Schule Nr. 2 in B-Klassen.

Ich war in einer A.

4.

Draußen war Mai, und ich konnte den Ferienbeginn kaum erwarten. Die einzige Kacke – ich hatte vor den Ferien noch eine Prüfung, die erste große in meinem Leben. Wir mußten in Ukrainisch kein Diktat schreiben wie die Sechstkläßler früher, sondern bekamen einen Fragenkatalog.

Die humanistischen Fächer lagen mir nicht. Die naturwissenschaftlichen übrigens auch nicht. Ich lernte überhaupt nicht gern, hatte nie das Bedürfnis, mich in einen Stoff zu

vertiefen. Ich paukte nur das Allernötigste. Darum war die Schule für mich immer ermüdend und synthetisch. Viel lieber hatte ich Bewegung, jegliche Art von Bewegung – Bewegung als Versenkung oder so. Sex ist auch Versenkung. Eine sehr unterhaltsame. Sex ist die dynamische Analogie zum Lachen. Das ist meine bescheidene Meinung.

Es läßt sich kaum der Reihe nach erzählen. Zu viele Details, und oft fehlt mir der Überblick. Manchmal stelle ich mir vor, ich wäre ein Insekt – das Gedächtnis erinnert an das Auge eines Schmetterlings. Ein unendlich detailliertes Mosaik.

Die Prüfung war am Morgen. Ich hatte natürlich nichts gelernt – und richtig so, ist doch alles überflüssig. Du paukst die Fragen, gehst nach dem Unterricht zur Konsultation, führst ein vertrauliches Gespräch mit der Klassenlehrerin – und all das, um dir zehn Minuten Peinlichkeit vor dem Prüfer zu ersparen.

Ich war in der Schule schon lange als Grobian und Rüpel verschrien, als jemand, den man absolut nicht ernstnehmen kann. Nur, weil ich es verstand, ein Publikum zu unterhalten. Manchmal verblüfften mich meine Einfälle sogar selbst. Ihre Raffinesse und ihr edler Idiotismus waren beeindruckend. Vielleicht machten so viele bei meinen Streichen mit, weil sie etwas Aristokratisches hatten.

Ein Beispiel für meine leuchtende Idiotie, mit der ich unsere dunkle, kalte Welt erhellte, war der Vorfall mit den Regenschirmen. Eines regnerischen Morgens kamen alle mit Schirmen in die Schule. Ich sah, daß sich im hinteren, freien Teil der Klasse eine ganze Armada aufgespannter Regenschirme versammelt hatte. Zum Trocknen. Ich wechselte

ein paar Worte mit den Jungen und äußerte ganz beiläufig (auf verschiedene Weise den hypothetischen Charakter des Vorschlages betonend) die Idee, die ganze Klasse könnte sich unter den Schirmen verstecken. Unsere Klassenlehrerin kommt rein, und wir sind nicht da, kapiert, Jungs? Wow, sagten sie, dann mal los!

Zurück blieben sieben vom Regime gelähmte Lernmaschinen – völlig fertig mit den Nerven starrten sie nach vorne und saßen still, als wäre der Schulinspektor in der Klasse. Anscheinend weigerte sich ihr Verstand aufzunehmen, was die Augen sahen: Zwei Drittel der Klasse waren unter den Regenschirmen verschwunden. Die Lernmaschinen waren darauf getrimmt, sich von jeglichem Blödsinn fernzuhalten, mehr als ein einfaches Abblocken hatte ihnen die Schule aber nicht beibringen können.

Ich kann mich an ein traumartiges Gefühl erinnern, an die zähe Unwirklichkeit der Situation. Vierzehn Kinder hatten sich überzeugen lassen, unter die Regenschirme zu kriechen. Einfach so.

Dann kam unsere Klassenlehrerin, wir hatten Geo bei ihr. Sie war die giftigste von allen, wofür sie seit Jahren mit dem Spitznamen »Schlange« bezahlen mußte. Zusammen mit einer ihrer Lieblingsschülerinnen ging sie theatralisch, auf Zehenspitzen, nach hinten und klopfte sacht auf einen der Schirme. Ich konnte alles durch einen Spalt sehen: Die »Schlange« kochte vor Wut, und das unpassende Schauspiel ließ die vulkanische Aktivität in ihrem Innern noch offensichtlicher werden. Dann befahl sie uns mit furchteinflößender Stimme hervorzukommen.

Es folgten lange Nachforschungen, alte Vergehen wurden wieder aufgerollt, alles aufgerechnet, und um ein Haar wäre die Disziplinarkonferenz einberufen worden.

Das Lustigste daran ist, daß ich von ihrem Zorn gar nichts abbekam. Denn im Unterschied zu meinen Klassenkameraden, die aus Angst vor der Schlange und ihrem Satansschrei mit erhobenen Händen hervorkrochen, blieb ich unter den Regenschirmen!

Als die Klassenlehrerin fragte, wer »das alles« ausgeheckt habe, wurde ich verpetzt. Von den Mädchen, klar. Doch bei der Frage, wo er, wo dieser . . . Pjatotschkin sei, tat niemand einen Mucks. Die Klassenlehrerin keifte noch lauter, und eines der Mädchen – Maritschka? – sagte, daß ich heute fehle. Und er, Pjatotschkin, saß unter seinem Schirm wie ein nasses Fröschlein und lachte sich ins Fäustchen.

Nach dem Unterricht schlich ich unbemerkt am Lehrerzimmer vorbei und lief hinaus in den Regen. Ich ging in den Wald und verbrachte dort eine extrem nette Zeit. Danach schwänzte ich noch drei Tage und studierte die Topographie der Wälder von Wowtschuchiw. Dann war Wochenende, und ab Montag hatten wir eine Vertretung, denn die Schlange war krank.

Glück muß man haben.

Aber, wie ihr sicher bemerkt habt, der Witz liegt woanders. Wer hat das alles ausgeheckt? Pjatotschkin. Und wo ist er? Er ist heute nicht da!

So skurriles Zeug geschieht pausenlos, pau-sen-los.

5.

Ich hatte keinen Bock, mich auf die Prüfung vorzubereiten. Am Abend schaute ich den Fragenkatalog durch. Aber nach dem ungewöhnlichen Sonnenuntergang war ich ziem-

lich daneben (habe ich ihn überhaupt gesehen?). Irgend etwas war geschehen, aber was genau, konnte ich nicht sagen.

Mit einem undefinierbaren Gefühl im Bauch ging ich schlafen. Wie immer träumte ich viel, von Flügen und Verfolgungsjagden mit coolen Spezialeffekten. Ich vergaß keinen Traum, alles hinterließ einen maximalen Eindruck. Sogar im Traum erinnerte ich mich daran, daß ich schlafen gegangen war. Und immer, wenn die Traummaterie besonders kraß wurde, rief ich mir ins Gedächtnis, daß es sich nur um einen Traum handelte. Außerdem machte ich mich im Schlaf über meine Eltern lustig: Da schlafen sie im Nebenzimmer und haben keine Ahnung, was für Abenteuer ihr Kind gerade erlebt. Seltsam, so etwas passierte mir zum erstenmal.

Ich wachte vor sieben auf, auch das war erstaunlich. Ich hatte mich anscheinend so gut ausgeschlafen, daß die Träume keinen Platz mehr fanden und mich einfach ausspuckten.

Papa, Mama, meine Schwester und mein Bruder schnarchten noch. Meine Schwester und Papa am lautesten. Ich strich durchs leere Haus, ging sogar hinaus. Morgens ist es kalt in den Bergen, aber ich liebe die Kälte. Mit nacktem Oberkörper ging ich ums Haus, versuchte, im Wald eine Erklärung für meinen ungewöhnlichen Gefühlszustand zu finden: war es Freude, oder waren es Tränen? – mir schwirrte der Kopf. Aber der Wald erklärte nichts, und vom Tau wurden bloß meine Sneakers naß. Die Sonne erwärmte die kalte Luft, es würde heiß werden heute.

Dann lehnte sich Nelja, meine ältere Schwester, aus dem Fenster und rief mich zum Frühstück.

Erst bei der Schule wurde mir bewußt, daß ich zu meiner ersten Prüfung ging und nicht die Bohne wußte. Ich bekam Angst, mein Bauch verkrampfte sich und ich mußte »groß«. Was, wenn ich mich vors Fenster des Direktors hocke, dachte ich. Augenblicklich kehrte meine Verwegenheit zurück und ich erinnerte mich an die Relativität aller Direktoren und Prüfungen dieser Welt.

Ich ging ins Klassenzimmer. Alle hatten sich herausgeputzt, dufteten und waren nervös. Auch ich war nervös, und in meinen mit Löwenzahnschirmchen übersäten nasen Sneakers (Mama hatte mir doch verboten, durch die Wiese zu laufen) stellte ich eine Bedrohung für die feierliche Frische meiner Klassenkameraden dar. Mama hatte Pfingstrosen gepflückt, die ich der Klassenlehrerin schenken sollte. Meine Pfingstrosen hatten kein Zellophan. Zum Glück hatte Mama nicht auf Nelja gehört, die nicht ohne Bosheit geraten hatte, die Blumen in Zeitungspapier zu wickeln. Kinder, die kein Blumenbeet vor dem Haus hatten, kauften ihren Blumenstrauß auf dem Markt. Aus irgendeinem Grund dachten sie, Blumen in Zellophan seien prestigeträchtiger als Blumen in Zeitungspapier.

Ohne unnötiges Gerede legte ich der Lehrerin die Pfingstrosen hin und setzte mich in die erste Reihe. Ich war pragmatisch ohne Ende. Lieber wollte ich gleich gestehen, daß ich nicht vorbereitet war, als den ganzen Vormittag für die blöde Prüfung zu verschwenden. Sie fragt mich: »Was weißt du eigentlich, Petro?« Ich darauf: »Frage Nummer siebzehn, die über Synonyme und Antonyme.« – »Ist das alles?« fragt sie nicht ohne Schadenfreude. Ich sage, daß es mir schrecklich leid tue, aber das sei wirklich alles, womit